

KULTUR

Mehr Vielfalt oder mehr Einfalt?

Entwicklung Der Verein Deutsche Sprache kritisiert, dass unsere mündliche Ausdrucksfähigkeit immer mehr verkommt. Durch Anglizismen bilde sich ein Wörtermischmasch, durch die neuen Medien verflache die Grammatik. Doch es gibt auch andere Stimmen. *Von Markus Reiter*

Achtung, es folgt jetzt eine kurze, aber mühsam zu lesende Passage: „Anitzo scheint es, daß bey uns übel ärger worden und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichen Französischen sein Teutsches verderbet. (...) Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Helden-Sprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte.“ So würde sich heute niemand mehr ausdrücken. Kein Wunder, denn diese Klage schrieb der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz bereits im Jahre 1682 – sie ist ein sehr frühes Beispiel für populäre Sprachkritik.

Grammatik und Wortschatz wandeln sich mit der Zeit. Sehr deutlich wird das an diesem Beispiel: „fater unseer, thu pist in himile, uuihi namun dinan, qhume rihhi din, uerde uullo diin, so in himile sosa in erdu.“ Ein heutiger Leser kann diesen althochdeutschen Satz aus dem achten Jahrhundert nur mit Mühe als Vaterunser erkennen. Inhaltlich stimmen viele Deutsche Leibniz zu. Einer Umfrage im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Sprache zufolge fürchten 65 Prozent der Deutschen, die Sprache verkomme immer mehr. Organisationen wie der Verein Deutsche Sprache (VDS), Ausrichter der Podiumsdiskussion „Medienkompetenz gut, Deutschkenntnisse ungenügend – wie ist es um die Bildung bestellt?“ am heutigen Dienstag in Halle, pflichten der Kritik bei. Sie konzentrieren sich auf zwei Punkte.

Der erste lautet, dass das Deutsche durch englischsprachige Wörter, sogenannte Anglizismen, überflutet werde und

„hs, sry knast! lust auki heut abd? hab 2 kartn :-) guk s“
„Hallo Schatz, sorry, konnte nicht anrufen, Stress! Lust auf Kino heute Abend? Habe 2 Karten. Ich freu mich! Gruß und Kuss! Sara“

Eine SMS ist normalerweise auf 160 Zeichen begrenzt. Deshalb wird oftmals mit Abkürzungen gearbeitet. Zudem werden Emoticons wie Smileys verwendet, die den Gefühlszustand des Absenders ausdrücken sollen.

#hsv ich habe meinen mann eben zur kur geschickt. Das war gestern zu viel! jetzt erholt er sich.er wird jetzt #st.pauli fan. #helden #heiden

Ein Tweet, wie die Nachricht beim sozialen Netzwerk Twitter heißt, besteht aus maximal 140 Zeichen. Oft werden Wörter mit einem Doppelkreuz, einem so genannten Hashtag, versehen. Diese Verschlagwortung erleichtert die Suche nach relevanten Themen.

**A: hey, ich mach brb
B: ok
A: re
B: wb
A: cs?
B: cl
B: ip?
A: 202.1xx.xx.xxx
B: ok**

Die Abkürzungen, die beispielsweise in Internet-Chats verwendet werden, stammen oft aus dem Englischen (brb = be right back; re = returned; wb = welcome back; cs = Counter Strike (Computerspiel); cl = cool; ip = Adresse in Computernetzwerken)

Wie funktioniert Sprache im Internet und auf dem Mobiltelefon? So zum Beispiel.

dabei seine Identität verliere. Es bilde sich eine Mischsprache, das „Denglische“. Ein Satz wie „Erfolgreiche Consultingprojekte im Business-Continuity- und Disaster-Recovery-Bereich benötigen zwingend Management-Attention“, mit dem eine Schweizer Unternehmensberatung für sich wirbt, kann in der Tat nur Kopfschütteln auslösen. Der VDS-Vorsitzende Walter Krämer kritisierte, dass ein neues Wohnquartier in Düsseldorf „Urban Parklane“ genannt werde und man dort „Seaside Flats“ offeriere. Die englische Zeitung „Times“ bezeichne dies als „sprachliche Unterwürfigkeit“, so der VDS. Allerdings

gebrauchte das Blatt die Formulierung nur ein einziges Mal – in einem Artikel 1960.

Der Sprachwissenschaftler Peter Eisenberg von der Universität Potsdam schätzt die Zahl der Anglizismen im Deutschen auf etwas mehr als 11 000. Der Gesamtwortschatz umfasse fünf Millionen Wörter. Noch Anfang des letzten Jahrhunderts wurden nur 3,7 Millionen Wörter verwendet, heißt es im „Bericht zur Lage der Deutschen Sprache“ der Akademie für Sprache und Dichtung. Er wurde Anfang März der Öffentlichkeit präsentiert.

Dennoch sieht der VDS Gefahr in Verzug. Er hat einen Anglizismenindex ins

Netz gestellt, der vor vielen englischen Wörtern warnt, die im Begriff seien, ihre deutschen Entsprechungen zu verdrängen.

„Viele der vom VDS monierten Anglizismen werden außerhalb von Marketing und Werbung kaum verwendet“, sagt hingegen der Linguist Thomas Niehr, der sich an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen mit populärer Sprachkritik beschäftigt. Zum dienen viele von ihnen der Differenzierung. Ein Nerd ist eben nicht nur ein „Sonderling“ oder „Einfaltspinsel“.

Die VDS-Bemühungen sind keine neue Erscheinung. Die Schriftsteller Philipp von Zesen im 17. und Joachim Heinrich Campe im 18. Jahrhundert schlugen unzählige Übersetzungen für Lehnwörter vor, die damals vor allem aus dem Griechischen, Latein und dem Französischen kamen. Aus Parterre sollte Erdgeschoss werden, aus Horizont Gesichtskreis, aus Bibliothek Bücherei und aus Karikatur Zerrbild. Vielfach haben beide Wörter überlebt, zum Teil jedoch mit unterschiedlicher Bedeutung.

Der zweite Vorwurf lautet, die Grammatik verflache durch Twitter, SMS und Facebook. „Die deutsche Sprache wird immer weniger gepflegt“, beklagte jüngst der Vorsitzende des Rechtschreibrates, Hans Zehetmair. Sie werde in den Neuen Medien vereinfacht und ohne Kreativität wiedergekaut. In der Tat bestätigen Wissenschaftler, dass die grammatische Vielfalt abnimmt. „Starke Konjunktive wie ‚hülfe‘ benutzt kaum noch jemand“, sagt Professor Niehr. Sie werden durch Konstruktionen mit „würde“ ersetzt. Auch ließen sich Genitiv und Dativ seltener unterscheiden. Dies sei aber Teil einer jahrhundertelangen Entwicklung, nach der die gesprochene Sprache nach Vereinfachung strebe.

Wie bei den grammatischen Fällen: der indogermanische Instrumentalis, der im Althochdeutschen noch erkennbar war, verschmolz mit der Zeit mit dem Dativ. Statt von Verarmung sprechen die Experten deshalb lieber vom Sprachwandel. Den hat der amerikanische Linguist John McWhorter einmal sehr poetisch so beschrieben: „Sprache gleicht den Wolken. Wir schauen auf Wolkengebilde am Himmel und wissen, dass sie flüchtig sind. Wenn wir eine Stunde später wieder nach oben blicken, werden sie mit großer Sicherheit anders aussehen.“

Nachgefragt

„Niemand spricht nur Kiezdeutsch“

Frau Wiese, Kiezdeutsch, also die Milieusprache Jugendlicher, hat keinen guten Ruf. Warum?

Unter Sprachwissenschaftlern sieht kaum jemand Kiezdeutsch als negativ an. Die Öffentlichkeit sieht es hingegen eher kritisch, da stimme ich zu. Der Grund ist einfach: Dialekten gegenüber hat man oft eine schlechte Meinung – vor allem, wenn es nicht der eigene ist. Gehen Sie mal durch Berlin und schwäbeln. Kiezdeutsch ist im Grunde ein deutscher Dialekt.

Was macht diesen Dialekt aus?

Zunächst ist die Sprache offen für neue Wörter, die aus anderen Sprachen importiert werden. „Yalla!“ etwa kommt aus dem Arabischen und heißt „Los!“. Außerdem kann man in Kiezdeutsch Ortsangaben nur mit Nomen ausdrücken, zum Beispiel: „Ich gehe Kino.“ Was das angeht, ist Kiezdeutsch reicher als das Standarddeutsche, wo man hierzu nur Wortstellung und Betonung nutzen kann. Dazu kommen Besonderheiten bei der Aussprache, etwa das gerollte r oder „isch“ statt „ich“. Das haben Sie auch in anderen deutschen Dialekten wie dem Fränkischen oder dem Hessischen.

Wer spricht Kiezdeutsch?

Wir haben einen hohen Anteil mehrsprachiger Sprecher, viele von ihnen sind jung.

Dialektsprecher sollten nicht diskriminiert werden, sagt die Potsdamer Sprachwissenschaftlerin **Heike Wiese**.



Heike Wiese Foto: Steffi Loos

Für die ist es ganz normal, dass man Zusammenhänge in verschiedenen Sprachen ausdrücken kann, also auf teils ganz unterschiedliche Weise. Hinzu kommen Jugendliche, die einsprachig deutsch aufgewachsen sind. Kiezdeutsch ist ihre gemeinsame Sprache. Doch der Dialekt ist noch jung, dynamisch. Er ist im Werden.

Können die mehrsprachig aufgewachsenen Kiezdeutsch-Sprecher Standarddeutsch?

Dazu gibt es keine validen Daten. Aber grundsätzlich spricht niemand nur Kiezdeutsch, sondern immer auch andere Va-

rianten des Deutschen – umgangssprachliche ebenso wie formellere. In Deutschland ist es generell so, dass der Gebrauch des Standarddeutschen stark von der sozialen Schicht abhängt, denn Standarddeutsch ist eng am Sprachgebrauch der Mittelschicht. Das hat aber nichts damit zu tun, ob jemand Kiezdeutsch spricht oder nicht.

Das heißt, die Gesellschaft im Allgemeinen und Erzieher sowie Lehrer im Besonderen sollten nichts gegen das Kiezdeutsch unternehmen?

Natürlich kann es nicht sein, dass kein Standarddeutsch mehr gelehrt wird. Es ist extrem wichtig in unserer Gesellschaft, das zu beherrschen. Doch ich wette, dass auch bei Ihnen im Sprachgebrauch Elemente sind, die wir auch in Kiezdeutsch finden.

Zum Beispiel?

Das Wörtchen „so“ als Marker für Wichtiges habe ich schon im Literarischen Quartett gefunden und bei Lessing. Oder dass wir die Präposition weglassen: „Steigen Sie Hauptbahnhof um.“ Oder „Lass ma ins Kino gehen“, da fehlt ein „uns“.

Das Gespräch führte Jan Georg Plavec.

Ein Essay von Heike Wiese zum Kiezdeutsch unter <http://stzlinx.de/essaywiese>

Wahre Freude ist eine ernste Sache

Konzert Julia Fischer hat mit dem Tonhalle-Orchester Zürich im Stuttgarter Beethovensaal mitreißend musiziert. *Von Albrecht Gaub*

Der Beethovensaal ist rappellvoll. Die Menschen wollen Julia Fischer hören, und sie werden nicht enttäuscht. Aber der Held des Abends ist der Ersatzmann am Pult gewesen. David Zinman, Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters Zürich, musste wegen Krankheit absagen. An seine Stelle trat Michael Sanderling, Chef der Dresdner Philharmonie. Sich eines Dirigierstils mit exakter Zeichengebung befleißigend, enthüllte er das virtuose Kaleidoskop von Hector Berlioz' Ouvertüre „Der Korsar“, die in ihrem Vorwärtsdrang offenbachisch galoppiert.

Peter Tschaikowskys vierte Sinfonie hatte man im Stuttgarter Beethovensaal erst im Oktober von der Staatskapelle Moskau unter Waleri Poljanski gehört. Sanderling setzte zwischen das einleitende Motto und das Hauptthema des ersten Satzes eine Kunstpause und ließ derart die Spannung steigen. Dass die Streicher das zweite Thema in kratzendem sul ponticello begleiten, hörte man selten so klar wie hier. Ohne musikalischen Orgasmusverlängerern à la Leonard Bernstein oder Jewgeni Swetlanow (oder auch Poljanski) das Wort reden zu wollen, sei allerdings gefragt, ob es im-

mer gut ist, das Tempo an dynamischen Höhepunkten anzuziehen. Im Andantino in modo di canzone arbeitete Sanderling einen ungeahnten motivischen Bezug zum ersten Satz heraus.

Julia Fischer hat mit dem gelernten (und preisgekrönten) Cellisten Sanderling früher Kammermusik gespielt. Nun übernahm sie den Solopart in Antonín Dvoráks Violinkonzert, das sie mit dem Orchester – unter Zinman – kürzlich auch eingespielt hat. Ein Erlebnis ist der volle Ton im tiefen Register und der Dialog, auch der gestische, mit den verschiedenen Orchestergruppen: Schon Neville Marriner behauptete, Julia Fischer brauche eigentlich keinen Dirigenten. Fischers angespannte Gesichtszüge riefen das Motto des Leipziger Gewandhauses in Erinnerung: Res severa verum

gaudium – wahre Freude ist eine ernste Sache. Erst im Finale hatte sie sichtlich Spaß. Sie bedankte sich mit der „Scherzo-Caprice“ von Fritz Kreisler, in der sie die Zügel vollends schießen ließ. Das Orchester spielte als Zugabe nicht minder mitreißend die Polonaise aus Tschaikowskys „Onegin“.

Für einen Dirigenten ist Michael Sanderling noch jung. Man darf noch viel von ihm erwarten. Bei alledem durfte er aber auch die Früchte von Zinmans Arbeit ernten, der das Tonhalle-Orchester in mittlerweile achtzehn Jahren zu einem Klangkörper von Weltklasse geformt hat. Die stark besetzten Streicher mal luftig und leicht, mal satt, das Holz vielfarbig schattiert, das Blech volltönend, aber selten scharf. Die vier Hornisten wären schon allein das Eintrittsgeld wert gewesen.

Wiener Philharmoniker

Orchester arbeitet die NS-Zeit auf

Überdurchschnittlich viele NSDAP-Mitglieder im berühmten Orchester und so gut wie keine Entnazifizierung nach dem Zweiten Weltkrieg: 75 Jahre nach dem „Anschluss“ Österreichs an Nazideutschland haben sich die Wiener Philharmoniker mit ihrer NS-Geschichte auseinandergesetzt. Eine Historikerkommission stellte am Sonntagabend in Wien ihre Erkenntnisse vor, seit Montag ist auf der Homepage der Philharmoniker ihre Geschichte um den Punkt „Nationalsozialismus“ ergänzt.

Das weltberühmte Orchester, dessen Neujahrskonzert in alle Welt übertragen wird, war in der Vergangenheit immer wieder wegen fehlender Aufarbeitung seiner Rolle in der NS-Zeit in die Kritik geraten. Dieser Blick von außen sei längst fällig gewesen, sagte der Vorstand des Orchesters, Clemens Hellsberg, bei der Präsentation.

Unter anderem zeigen die Ergebnisse der Historiker, dass 1942 mit 60 von 123 Musikern die Zahl der NSDAP-Mitglieder im Vergleich zum restlichen Österreich überdurchschnittlich hoch war. Zur gleichen Zeit seien im Schnitt in Österreich zehn Prozent der Menschen Parteimitglied gewesen, sagte der an den Untersuchungen beteiligte Historiker Oliver Rathkolb. Auch fertigten die Nazis unter den Orchestermusikern bereits vor dem „Anschluss“ eine Liste jüdischer Kollegen an, die ausgeschlossen werden sollten. *dpa*

Kinderladen

Reporter mit Biss

„Uns fehlt noch ein Artikel für die Wissenschaftsseite, Ferdinand! Schreiben Sie was! Aber Hoppohppi!“, so herrscht der vierschrittige Chefredakteur seinen kleinen, gelben Reporterhund an, und schon fährt Ferdinand auf seinem rosa Roller los. Die bunten und komischen Abenteuer dieses putzigen Helden, die Ralph Ruthe und Flix für die Kinderbeilage „Dein Spiegel“ schreiben und zeichnen, sind nun in einem Sammelband herausgekommen. Mal recherchiert Ferdinand bei der Feuerwehr („Keiner darf dem andern im Weg stehen!“), mal findet er heraus, dass Fischstäbchen „panierte Puzzelteile aus gefroren zersägtem Fisch“ sind. Dass Flugsaurier immer müde waren, „weil sie durch so viele Zeitzonen“ fliegen mussten, ist allerdings fantastische Spekulation: Da hat Ferdinand versehentlich den Schulaufsatz seines Neffen abgeliefert. *RKo*



Ralph Ruthe und Flix:
Ferdinand – Der Reporterhund.
Carlsen Verlag, Hamburg.
64 Seiten, 9,95 Euro.
Von acht Jahren an.

E-Book-Ausleihe

Bibliotheken klagen über Verlage

Die Bibliotheken in Deutschland sehen sich bei der Ausleihe der immer stärker nachgefragten E-Books ausgebremst. Es gebe die Tendenz, dass Verlage selbst ein Geschäft mit dem kostenpflichtigen Verleih von E-Books machen wollten und Bibliotheken die Lizenzen verwehren. Das sagte die Vorsitzende des Deutschen Bibliotheksverbands, Monika Ziller, am Montag in Leipzig. Das sei ein unhaltbarer Zustand, der mit dem öffentlichen Auftrag der Büchereien nicht vereinbar sei. „E-Books werden auch von den Nutzern öffentlicher Bibliotheken immer stärker nachgefragt“, sagte Ziller. Derzeit leihen rund fünfhundert der bundesweit etwa zehntausend Bibliotheken E-Books aus.

Das Problem: anders als Bücher könnten die Bibliotheken E-Books nicht kaufen, sondern lediglich eine Lizenz erwerben. Zu welchen Konditionen, bestimmt der Verlag. Laut Ziller gibt es auch eine große deutsche Verlagsgruppe, die gar keine Lizenzen an Bibliotheken ausgibt. „Es ist ein unhaltbarer Zustand, dass Verlage entscheiden, was in Bibliotheken angeschafft wird“, sagte Ziller. Die Bibliotheksverbände fordern daher, bei einer Reform des Urheberrechts den Büchereien uneingeschränkter Zugang zu E-Books zu garantieren. Wie bei Papierbüchern müsse es auch bei den E-Books eine Bibliothekstantieme geben. *dpa*

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de